

Totentafel

Autor(en): **Keller, Christine / Kill, Wolfram / Hew, Conrad**

Objektyp: **Obituary**

Zeitschrift: **Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens**

Band (Jahr): **34 (1992)**

PDF erstellt am: **10.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Totentafel

Sr. Jenny Thomann

16.2.1904 – 8.9.1990

Dass Sr. Jenny Thomann in ihrem Leben keine ausgetretenen Pfade beschreiten würde, hatte sicher schon seine Wurzel in ihrem Elternhaus: der Vater war Gründer und Vorsteher des statistischen Amtes der Stadt Zürich, die Mutter – 1866 geboren – erste stadtzürcherische Studentin an der medizinischen Fakultät der Universität Zürich, Dr. med., Frauenärztin mit eigener Praxis und Ärztin an der Geburtshilflichen Abteilung der Schweizerischen Pflegerinnenschule Zürich.

Jenna Thomann wuchs mit zwei Brüdern «in einem für soziale und menschliche Probleme aufgeschlossenen Familienkreis am Zürichsee auf, in einer Atmosphäre des Vertrauens», wie sie in ihrem Lebenslauf schreibt. Aus gesundheitlichen Gründen verbrachte sie mit ihrem jüngsten Bruder zusammen, in der Obhut einer Tante, einige Jahre im Dorf Langwies, wo sie die Winterschule besuchte, im Sommer aber mit ihrer Familie auf der Alp Mädergen lebte. Diese Erinnerungen an den Bergheuett mit den Bauern, an die frohe Gemeinschaft mit den Einheimischen und den befreundeten Feriengästen beim Singen, Spielen und Wandern waren ihr bis ins hohe Alter kostbar.

Wegen schwerer Krankheit des Vaters musste sie das Gymnasium vorzeitig verlassen. Sie bereitete sich im In- und Ausland auf die Soziale Frauenschule Zürich vor, erkannte aber in der Ausbildung, dass ihre Berufstätig-



keit auf einer breiteren Basis aufgebaut sein müsste. So entschloss sie sich nach der Diplomierung zur Erlernung der Säuglings- und Kinderkrankenpflege, anschliessend allgemeiner Krankenpflege in Heidelberg, Jena und Darmstadt. Die fünf äusserst strengen Deutschlandjahre brachten ihr – trotz spärlicher Freizeit – reichen Gewinn. Die menschlichen Beziehungen aus jener Zeit begleiteten sie durchs ganze Leben.

1932 kehrte sie in die Heimat zurück und übernahm den vom Alters- und Pflegeheim Ilanz geschaffenen Posten, die siebzehn evangelischen Gemeinden des Oberlandes als Gemeindepflegerin zu betreuen und als zeit-

weise Vertretung im Pflegeheim zu amten. Schwester Jennys grosser Wunsch war damit in Erfüllung gegangen: in den Bündnerbergen berufstätig zu sein. «Die weiten Distanzen von Pflegeort zu Pflegeort, die zu Fuss oder mit dem Velo zurückgelegt werden mussten, verunmöglichten oftmals ambulantes Pflegen, so dass meine Arbeit zeitweise derjenigen einer Heimpflegerin glich, allerdings mit zusätzlichen sehr vielen Nachtwachen bei Schwerkranken, sowohl in den Familien als auch im Pflegeheim» heisst es in ihrem Lebenslauf. «Es gab keine Kompensation durch Freizeit, noch konnte man ganze Freitage. Eine allgemeine Regelung der Arbeitsbedingungen für Krankenschwestern kam erst nach 1946 in Frage.»

Die TB war damals eine schwere, lebensbedrohende Volkskrankheit, die den Patienten invalidisieren und in die Isolation treiben konnte; die stationäre Behandlung im Sanatorium, vor allem in der Bündner Heilstätte Arosa, stand im Vordergrund. Durch die in ihrem Beruf gewonnene Erkenntnis, dass diese schwere Krankheit individuell und sozial angegangen werden sollte, – Gedanken, die damals noch nicht Allgemeingut waren – leistete Sr. Jenny mit der Ärztin, Frau Dr. Emmy Cathomas-Meyer, Ilanz, nebenamtlich Vorarbeit für die Schaffung eines TB-Fürsorgerinnenpostens. Eine Bundesförderspende machte es möglich, dass Sr. Jenny 1937 diese Stelle hauptamtlich aufbauen konnte für das gesamte Bündner Oberland und die Seitentäler, wozu sie dank ihrer pflegerischen und fürsorgerischen Ausbildung besonders befähigt war.

In dieser Zeit – 1943 – trat ich selbst als junge Schülerin der Sozialen Frauenschule Zürich (heute Schule für Soziale Arbeit) mein völlig unkonventionelles Praktikum in der TB-Fürsorge Ilanz an. Eine neue Welt tat sich mir hier auf. Wo Sr. Jenny einmal überzeugt war von einer Idee, welche sie vorher kritisch geprüft hatte, setzte sie sich bedingungslos für deren Realisierung ein. Sie lernte romanisch, um sich besser mit den Patienten verständigen zu können. Es war nicht immer leicht, dafür besorgt zu sein, dass die TB-Kranken sich zu den Fürsorgesprechstunden im Spital Ilanz einfanden. Wo z. B. ein chronisch hustender Grossvater mit Kleinkindern auf engem Raum wohnte, suchte die Fürsorgeschwester nach einem Ausweg. Aber wie? Die Säuglinge wurden damals noch nicht TB-geimpft. Kuren zu finanzieren war zu jener Zeit keine Kleinigkeit. Ich erinnere mich an unzählige Gesuche an regionale, kantonale und eidgenössische Stiftungen. Sofern eine Versicherung überhaupt vorhanden war, bestanden die Krankenkassenbeiträge in 1 Fr. täglich, und dies während 180 Tagen! Wie mancher Patient weigerte sich, ins Sanatorium einzutreten aus Angst, armengeössig zu werden. Trotz Zusammenarbeit mit den Ärzten stand Sr. Jenny meist auf einsamem Posten.

Aus dem Wissen heraus, wie wichtig die Beschäftigungstherapie in der Heilstätte war, bemühte sich die Verstorbene, mit dem Koffer voller Patientenhandarbeiten nach Flims zu reisen, um in den Hotels die Artikel zu zeigen. Dem Absatz war nicht immer ein voller Erfolg beschieden.

Ich erinnere mich, wie Sr. Jenny sehr bescheiden honoriert war. Aus Spargründen verzichteten wir nach Möglichkeit auf das Postauto, wenn es in die Seitentäler hineinging. Mit dem Velo waren wir vielfach im Safiental unterwegs, bis hinauf nach Curaglia, Tschamutt, ins Lugnez und nach Brigels hinauf. An einem prächtigen Aussichtspunkt kochten wir auf dem Metaapparat unsern Kaffee, liessen es uns nicht nehmen, in einer schönen alten Kirche einen Kanon zu singen, die Füsse in einem weissgichtigen Berg-

bach zu erfrischen und dann wieder das Velo zu besteigen. Ich sehe Sr. Jenny, fröhlich-temperamentvoll in rasender Fahrt vor mir, ich zaghaft-ängstlich auf dem abschüssigen Pfad hinten drein, wobei ich dann auf die Schonung meines neuen Velomantels hinwies, welcher in der Kriegszeit auch rationiert war.

Rationiert aber waren auch die billigen Grundnahrungsmittel, was für Fürsorgefamilien eine weitere Schwierigkeit bedeutete. Nicht jede Frau konnte in ihrem Garten Gemüse anpflanzen und Obst ernten. Sr. Jenny startete den Versuch, mit der Praktikantin zusammen mit dem Existenzminimum auszukommen, wobei ein Patient die Kalorien ausrechnete. Eine heilsame Erfahrung für uns! Wir waren uns durchaus bewusst, dass unser Versuch zeitlich begrenzt und freiwillig war.

Der Einblick in die damalige Situation in den Dörfern, romanisch-deutschsprachig, katholisch-protestantisch, verschiedene Generationen auf engem Raum, die aufkommende Industrie HOWAG (Holzverzuckerung, heute EMS-CHEMIE), wobei Familienväter lange Bahnstrecken zum Arbeitsort zurücklegten, während ihre Frauen der Familie und einer kleinen Landwirtschaft vorstanden, dies beeindruckte mich tief. Ich äusserte mich einmal, wie «interessant» mein Ilanzer Praktikum sei. Ich hörte dann von meiner Vorgesetzten mit Nachdruck und einer gewissen Schärfe, dass menschliches Leid und Elend nie interessant sei und sein dürfe . . .

Die Psychohygiene bestand in der Literatur aus der reichhaltigen persönlichen Bibliothek. Eine Emigrantenfamilie hatte den Grammophon mit einer auserlesenen Plattensammlung Sr. Jenny in Obhut gegeben, was wir dankbar genossen. Nach Möglichkeit benützten wir die freien Sonntage, in die Höhe zu steigen, mit Büchern und Zwiegesängen im Rucksack. Und dann Gespräche! Sr. Jenny war ein Mensch, welcher in aussergewöhnlichem Mass zuhören konnte und vielfach auch Rat wusste. Aus dieser gemeinsamen Zeit erwuchs eine lebenslange Freundschaft.

«Nach Einführung der Familienfürsorge Herbst 1943 durch das Sanitätsdepartement reduzierte sich mein Arbeitsgebiet um die Hälfte, der Arbeitsinhalt aber vergrösserte und erweiterte sich jedoch wesentlich,» berichtet Jenny Thomann in ihrem Lebenslauf.

Wurden in der Bekämpfung der TB durch Chemotherapie und Chirurgie wesentliche Fortschritte erzielt, so dass Sanatoriumskuren in den Hintergrund traten, lag Sr. Jenny schon seit ihrer Gemeindegewerkschaftszeit die dauernde Überlastung der Mütter, vor allem der Bauernfrauen, ganz besonders während des Aktivdienstes, am Herzen. Wer konnte einspringen während des Wochenbettes, während Krankheit, Erschöpfung und Unfällen? Hier musste ein Weg gesucht werden! Gemeinsam mit der kantonalen Berufsberaterin, Frau Jula Heuss, gelangte sie 1945 an die initiative Vorsteherin der Frauenschule Chur, Frau Christine Zulauf, um die Möglichkeiten einer Berufsausbildung auf hauswirtschaftlicher Grundlage abzuklären. Wie ich den Ausführungen von Frau Verena Fankhauser an der Abdankung von Sr. Jenny am 14.9.90 in Küsnacht entnehme, war die Bündner Frauenschule bereit, einjährige Ausbildungskurse mit anschliessender Pflegepraktika von 6 bis 7 Monaten anzubieten, sofern Sr. Jenny selbst die Leitung dieser Ausbildung übernehmen und die Unterrichtspläne ausarbeiten würde. Die mutige Frau musste diese Herausforderung annehmen, auch wenn dies von ihr allerhand Verzichte verlangte. Sie entschloss sich, das Fürsorgerinnendasein mit eigenem Haushalt mit dem Schul- und Internatsleben zu tauschen.

Im Frühjahr 1946 konnte Sr. Jenny mit Frau Nina Staub, einer sehr fähigen Hauswirtschaftslehrerin, mit 10 Schülerinnen zwischen 20 und 24 Jahren den 1. Heimpflegerinnenkurs beginnen. (Heute wird an der Bündner Frauenschule durch die 6. Leiterin der 46. Kurs geführt.)

Es gab damals noch keine solchen Ausbildungsstätten in andern Kantonen. Es handelte sich um eine absolute Pioniertat.

In den Nachkriegsjahren, an einer privaten Schule eine Ausbildung aufzubauen, ohne Vorbilder, brauchte viel Mut und bedeutete Kampf, zu Finanzen zu gelangen, um die Kursge-lder niedrig halten zu können, Kampf um eine Organisationsstruktur in den Gemeinden, Kampf um Anstellungsbedingungen der Absolventinnen. Dank ihrer menschlichen und beruflichen Erfahrung hat Sr. Jenny eine Aufbauarbeit geleistet, die beispielhaft ist. Sie hat mit ihren Mitarbeiterinnen zusammen einen neuen Frauenberuf geschaffen.

Die Leiterin verstand es, die Schülerin nicht nur fachlich gut und praxisbezogen auszubilden. Wegweisend war ihr Pestalozzi's Idee von Kopf, Herz und Hand, und Gotthelf bedeutete ihr eine grosse Hilfe. Viele Ehemalige erhielten Leitbilder für das ganze Leben.

Dem Weitblick, der Tatkraft und dem Mut von Sr. Jenny hat der Kanton Graubünden zu verdanken, dass Chur die erste Hauspflegerinnenschule der Schweiz hatte. Zudem wurde in der ganzen Schweiz der Aufbau und die Einführung der Hauspflege gefördert, indem auf das «Modell Graubünden» zurückgegriffen werden konnte.

Obwohl Sr. Jenny grosse Freude hatte an der Hausgemeinschaft mit den Jungen, sehnte sie sich zeitweilen nach etwas Privatleben. Sie war sehr dankbar für die Möglichkeit, sich mit ihrer Freundin ins Pagigerhaus zurückziehen zu können. 1963 entstand in der Stille und Weite der St. Peterser Heuberge – gegenüber Mädergen, ihrer Kinderheimat – ihr eigentliches Refugium.

Nach ihrem Rücktritt 1963 – 13 Jahre Bündner Oberland und 17 Jahre in Chur – hielt sie auch noch in Küssnacht der Heimpflegerinnenschule und den ehemaligen Schülerinnen die Treue. Noch bis ins hohe Alter befasste sie sich mit Fragen der Weiterbildung in der Heimpflege. Sie begrüßte die Gründung des Schweizerischen Berufsverbandes der Hauspflegerinnen und arbeitete aktiv im Vorstand mit.

Uns allen, die wir als Verwandte, Mitarbeiterinnen, Schülerinnen und Freunde ein Stück des Lebensweges gemeinsam mit Sr. Jenny gehen konnten, bleibt unvergesslich: «Im Fluss sein, nicht stagnieren.» Wir sind dankbar für ihr Vorbild.

Christine Keller

turms beteiligt. Thomas Domenig schilderte dieses direkte Miterleben und Beteiligtsein als etwas, was seine besondere Aufmerksamkeit und Anteilnahme geweckt habe. Zeit seines Lebens waren es denn auch gerade die schwierigen und ungewöhnlichen technischen Aufgaben, die er liebte und die ihn besonders faszinierten.

Seine Tätigkeit im Architekturbüro Nold in Felsberg gab ihm die Möglichkeit, sich selber schöpferisch zu entfalten. Im Bestreben nach Vervollkommen und Fortschritt entschloss er sich, noch ein vertiefendes Studium am Politechnikum in Friedberg in Deutschland aufzunehmen, was er mit dem Diplom als Architekt abschloss. Die Nachkriegswirren jener Jahren in Deutschland mit den inneren Unruhen und der Inflation, aber auch das Zusammenleben mit seinen Mitstudenten, die mit schrecklichen Erlebnissen aus dem 1. Weltkrieg zurückgekehrt waren, haben ihn mitgeprägt. Seine Bedachtsamkeit bei allem Handeln, sein Mitgefühl und seine Achtung vor den anderen ehrlich denkenden Menschen, aber auch seine klaren Vorstellungen und seine politische Einstellung haben wohl ihren Ursprung in dieser Friedberger Zeit.

Es folgten die Lehr- und Wanderjahre mit Tätigkeit bei Architekt Altenburger in Solothurn und bei Architekt Ziegler in Lugano, wo verschiedene

Architekt Thomas Domenig-Clavuot

Am 27. Februar 1991 verstarb Architekt Thomas Domenig-Clavuot im 93. Lebensjahr in Chur. Seine Tätigkeit als Architekt, seine markanten, für die Stadt Chur bedeutenden Bauten und sein weitsichtiges Planen haben ihn über die Grenzen der Stadt Chur hinaus bekannt gemacht.

Thomas Domenig wurde am 5. Juni 1898 in Tamins geboren. Er wuchs dort in landwirtschaftlichen Verhältnissen auf, die ihn in seiner Art als grundsoliden, bodenständigen Menschen geprägt haben. Seine zukunftsorientierte Denkweise, die alle seine Arbeiten beeinflusste, hat ihren Ursprung in dem von ihm in seiner Jugend miterlebten Umbruch zum tech-

nischen Zeitalter. Die damals noch neuen Eisenbahnlinien, der aufkommende Autoverkehr in Graubünden, die vielen bedeutenden Bauvorhaben waren die Einflüsse seiner Jugendzeit, die sein technisches und schöpferisches Interesse weckten.

Nach der Grundausbildung an der Sekundarschule in Tamins und der Kantonsschule in Chur besuchte Thomas Domenig das Technikum in Winterthur, wo er 1920 sein Diplom erwarb. Sein Studium wurde unterbrochen durch die praktische Tätigkeit als Zimmermann. Er durfte damals die Renovation und den Umbau der Martinskirche in Chur miterleben und war bei der Errichtung des neuen Kirch-



Bauten heute noch von seinem architektonischen Wirken zeugen. Von 1927 bis 1932 war er in Samedan als Architekt und Bauleiter, aber auch als Statiker bei einer Baufirma tätig und leitete gleichzeitig die Zimmerei.

In seinem Streben nach Selbständigkeit und Unabhängigkeit gründete er kurz nach seiner Hochzeit mit der jungen Pfarrerstochter Anina Clavuot aus Samedan ein eigenes Architekturbüro. Am Dorfeingang von Samedan ist noch eins seiner ersten Häuser zu sehen, ein Mehrfamilienhaus, das sich durch eine klare und für die damalige Zeit mutige Fassade auszeichnet, weil sie so einfach und fast selbstverständlich wirkt und ohne jede Verzierung und Verschnörkelung ist. Es ist eins der frühen Häuser im Engadin mit einem Flachdach. Es war ein Zeichen von Mut und Kühnheit, weil ihm alle wegen des Engadiner Klimas davon abrieten, es war aber auch ein Beweis seiner technischen Umsicht und Sorgfalt, denn dieses Haus steht noch heute in seinem ursprünglichen Zustand dort mit der seit 1932 nie veränderten oder reparierten Flachdachkonstruktion. Es entstanden während dieser ersten Jahre verschiedene Mehrfamilienhäuser, so unter anderem auch in Klosters. Auch gerade diese Häuser, die heute noch ohne Veränderungen erhalten sind, machen deutlich, dass seine Häuser in technischer Hinsicht durchdacht waren, die Konstruktionen und die Materialwahl genau studiert und die Ausführung sorgfältig vorgenommen und genau überwacht wurden. Hierin lag ein wesentlicher Teil seines Erfolges und seiner Anerkennung begründet.

1934 übersiedelte die Familie nach Chur, um hier eine endgültige Bleibe zu finden. Es ist bezeichnend für den unternehmerischen Geist und den Weitblick von Thomas Domenig, dass

er zu einer Zeit, als auch in der Schweiz die bedrückende Arbeitslosigkeit Platz griff und die wirtschaftlichen Verhältnisse eher entmutigend waren, das Architekturbüro Hächler in Chur übernahm. Einige wenige Architekturaufgaben waren zu bewältigen, so unter anderem der Umbau der Hauptpost in Chur, der Neubau der Turn- und Mehrzweckhalle für seine Heimatgemeinde Tamins, verschiedene Einfamilienhäuser in Chur und in der Umgebung. In die Jahre 1939 bis 1942 fiel auch der Um- und Ausbau des Niederländischen Sanatoriums in Davos, wobei ihm der Auftrag für die Bauausführung auf Grund seines guten Rufes, den er sich inzwischen erworben hatte, erteilt wurde.

Seinem Naturell entsprechend übernahm er zu der Zeit mit viel Engagement das Amt des Gewerbelehrers für die verschiedenen Bauberufe. Dass Thomas Domenig lange Jahre im Kanton als Schätzerobmann für die Gebäudeversicherung des Kantons Graubünden tätig war, hatte ebenfalls mit der ihm eigenen Exaktheit und Geradlinigkeit zu tun. Die Mitarbeit im Bauausschuss der Stadt Chur wurde von ihm als Aufgabe eines verantwortungsbewussten und in die Zukunft denkenden Architekten verstanden.

1940 wurde er auf Grund eines Gutachtens, in dem er technisch und statisch durchdachte und deshalb preiswerte Konstruktionen vorschlug, mit der Ausführung verschiedener Militärbauten im Bündner Oberland beauftragt.

Mit dem Aufschwung der Nachkriegszeit konnte sich Thomas Domenig endlich richtig in seinem Beruf als Architekt entfalten. Mit Hilfe bescheidener Subventionen entstanden die Einfamilienhäuser am Walslerweg. Der einzuhaltende Kostenrahmen zwang zu funktional sauberen Lösun-

gen, was wiederum zur klaren Gestaltung mit ganz einfachen Bauformen führte.

Es wurden die Einfamilien- und Mehrfamilienhäuser zunächst an der östlichen Ringstrasse gebaut, einfache und klar gestaltete Gebäude. Später folgten die Mehrfamilienhäuser der Überbauung an der Scalettastrasse. Die konsequente Beschränkung in den gestalterischen Mitteln ist typisch für diese Bauten von Thomas Domenig. Die Mietwohnungen zeichnen sich durch die einfachen und übersichtlich strukturierten Grundrisse mit einer klaren Funktionstrennung aus, wobei die für die damaligen Verhältnisse grosszügigen, aber keinesfalls luxuriösen Raumgrößen auffallen.

Thomas Domenig setzte seine Energie und seine unternehmerischen Fähigkeiten ein, um die Überbauung am Postplatz zu realisieren. Mit Freunden, die ihn bei dieser Aufgabe unterstützten, gründete er eine Aktiengesellschaft. Es wurde zunächst der geschwungene Mittelteil gegenüber der Kantonalbank verwirklicht, der dann nördlich anschliessend durch das Kaufhaus Vilan seine Fortsetzung fand. In seiner dezenten Betonung wird gerade diese Überbauung der städtebaulich besonderen Lage als Bindeglied zwischen der Altstadt und der Bahnhofstrasse gerecht. Es wurden die Mehrfamilienhäuser an der Quader- und an der Gäuggelistrasse erstellt, die durch ihre klare Fassadengliederung auffallen. Grundlagen für weitere Projekte entstanden, in deren Folgen unter anderem auch der Quartierplan Solaria-Park mit den ersten Hochhäusern realisiert wurde.

Bis ins hohe Alter hinein war Thomas Domenig täglich im Büro, um an den vielen Arbeiten teilzunehmen und seine Erfahrungen einfließen zu lassen. Er fand aber im Alter die Musse,

NATURSTEINARBEITEN
DER BILDHAUERMEISTER
DER NATURSTEINFACHMANN
JOCHSTRASSE 23 081 22 13 53
A. BIANCHI + CO CHUR

GRABSTEINE MACHT
DER BILDHAUERMEISTER
DER NATURSTEINFACHMANN
JOCHSTRASSE 23 081 22 13 53
A. BIANCHI + CO CHUR

sich seiner kunstgeschichtlichen Interessen zu widmen. Reisen führten ihn mit seiner Frau vor allem nach Italien. Eine sehnlichst gewünschte Reise in das Land seiner besonderen Interessen, nämlich nach Ägypten, war ihm leider nicht mehr vergönnt. Ruhe und Entspannung fand er in dem von ihm so beliebten Tessin und häufig im Engadin.

Im Alter hatte er auch wieder das Malen aufgenommen, eine entspannende Tätigkeit, die ganz seinem still beobachtenden und ruhiger geworde-

nen Naturell entsprach. So entstanden stimmungsvolle Ölbilder der Landschaften, die er so gerne aufsuchte und die ihn besonders beeindruckt haben.

Thomas Domenig durfte ein reich erfülltes Leben durchschreiten, das seinerseits geprägt war durch seine Initiative und seinen Arbeitseifer, durch seine persönliche Bescheidenheit und durch seine Güte, die für viele verborgen geblieben ist.

Wolfram Kill

Dr. iur. Georg Mattli

Am frühen Morgen des 28. Juni 1991 ist Dr. Georg Mattli nach einem reicherfüllten Leben im Kantonsspital Chur an den Folgen eines kurze Zeit zuvor in Südfrankreich erlittenen Herzinfarkts im 71. Altersjahr gestorben. Der Verstorbene, der einem alten Walser-Geschlecht entstammt, verbrachte seine Jugend- und Schulzeit in Zürich, wo er anschliessend auch das Jurisprudenz-Studium absolvierte, das er mit der rechtshistorischen Dissertation «Das Langwieser Formularbuch I. von 1573 als eine bündnerische Rechtsquelle» abschloss. Nach praktischer Tätigkeit am Kantonsgericht Graubünden und als Landwirtschaftssekretär beim kantonalen Departement des Inneren und der Volkswirtschaft wurde er 1952 als Kreisnotar nach Davos gewählt, wo er fortan erfolgreich als Anwalt und Urkundsperson wirkte.

Seine Zuverlässigkeit, Promptheit und Gründlichkeit, vereint mit profunder Sachkenntnis und Verhandlungsgeschick, trugen dazu bei, dass sich der junge Jurist bald weitherum eines ausgezeichneten Rufs erfreute und von in- und ausländischen Klienten konsultiert wurde.

Verschiedene Davoser Organisationen und Unternehmungen wählten Dr. Mattli in ihren Vorstand, Stiftungsrat oder Verwaltungsrat. So fungierte er u. a. während vielen Jahren als Sekre-



tär des Hotelier-Vereins Davos, als Mitgründer und Verwaltungsrat der Berg-Bahnen Brämabüel & Jakobshorn AG sowie als Vizepräsident und zuletzt als Präsident der AG Davoser-Parsenn-Bahnen und der Sportbahnen Pische AG. In den Stiftungsrat beriefen ihn die Stiftung Deutsche Heilstätte Davos und Agra, das Forum Davos Wissenschaftliches Studienzentrum sowie das Schweizerische Forschungsinstitut für Hochgebirgsklima und Medizin in Davos. Schliesslich gehörte er während Jahrzehnten dem Verwaltungsrat der AG Hotel Post, der Schweizerhof AG Davos und der AG

Grand Hotel & Belvédère an. Schliesslich wurde der erfahrene Wirtschaftsjurist auch in den Verwaltungsrat der Baustoffe AG Chur, Bündner Cementwerke AG, Untervaz, Franz AG, Zürich und der Holderbank Financière Glarus AG berufen. Besondere Erwähnung verdient auch seine langjährige aufopfernde Tätigkeit als Geschäftsführer und später als Delegierter des Verwaltungsrates der Swisspetrol Holding AG.

Dr. G. Mattli war aber nicht bloss ein versierter und beliebter Geschäftsanwalt, sondern auch Berater bedrängter und weniger begüterter Mitmenschen, deren Interessen er stets mit besonderer Sorgfalt und persönlichem Engagement wahrnahm. Manch unbemittelter Sanatoriumspatient, Kleinrentner oder armer ehemaliger Kriegsflüchtling fand bei ihm nebst juristischem Beistand Aufmunterung und menschliches Verständnis. Besondere Freude und Genugtuung bereitete ihm jeweils, wenn er von Bauern der Landschaft Davos und dem nahen Prättigau oder von Bewohnern seines Heimattals Schanfigg, mit dem er stets eng verbunden war, konsultiert wurde.

Die von seinem Vater schon in jungen Jahren geweckte Liebe zur Tradition und zu seinem Heimatdörfchen Sapün gewann im Verlauf des Lebens von Dr. Mattli zusehends an Bedeutung. Hatte sich der Verstorbene anfänglich darauf beschränkt, alte erhaltenswerte Gebrauchs- und Handwerksgegenstände aus Sapün und der näheren Umgebung zu sammeln, so ging er in späteren Jahren mit grosser Freude und der ihm eigenen Begeisterung und Gründlichkeit daran, in einem von ihm erworbenen, mit viel Liebe renovierten alten Sapüner Walserhaus und verschiedenen Annexgebäuden ein Heimatmuseum aufzubauen und einzurichten, in dem er die zahlreichen gesammelten Objekte ausstellte und für den Museumsbesucher ansprechend präsentierte. Durch Einbringung von Gebäuden und Exponaten in eine Stiftung sorgte er dafür, dass das von ihm geschaffene Werk der Nachwelt erhalten bleibt. Im Sommer 1990 konnte er die beglückende,

sich über Jahre erstreckende Arbeit zu einem guten Ende bringen, und im Frühling 1991 war es ihm noch vergönnt, seinen mehrfach überarbeiteten Museumsführer zu vollenden.

Wer Dr. Mattli als Freund näher kannte, der wusste, dass hinter dem in geschäftlichen Belangen bisweilen sehr selbstsicher und forsch auftretenden Anwalt ein grundgütiger und sensibler Mensch verborgen war. Wenn er auch in seinem Beruf voll aufging, so bedeutete ihm doch seine Familie und deren Wohlergehen viel mehr als jeder geschäftliche Erfolg. Seine ausgesprochene Liebe zur Tradition und zur engeren Heimat Sapün sowie das ausgeprägte Interesse an der Geschichte änderte nichts daran,

dass Dr. Mattli sich auch zur Kunst im allgemeinen und der modernen Kunst im besonderen hingezogen fühlte. Das fundierte Wissen und die Fähigkeit, seine Gedanken treffend zu formulieren, machten ihn zu einem stets willkommenen und beliebten Gesprächspartner, der immer in die Tiefe der Probleme drang. In geselliger Runde konnte man sich an seinem wohl vom Vater geerbten Humor erfreuen, der ihn auch in Zeiten der Krankheit nie verliess. Mit Dr. Mattli ist – für seine Familie, seine Freunde und seine zahlreichen Bekannten viel zu früh – ein grosszügiger Mensch aus dieser Welt abberufen worden. Sein Tod hinterlässt eine schmerzliche Lücke.

Conrad Hew

Florian Coray, alt Kreispostdirektor

Am 24. Juli 1991 versammelten sich Familienangehörige, Freunde und Bekannte in der Comanderkirche in Chur, um vom verstorbenen Florian Coray-Gangl Abschied zu nehmen, von einem Mitbürger, der durch seine Tätigkeit im Beruf und in der Öffentlichkeit nachhaltige Spuren hinterlassen hat.

Als Bürger von Trin wurde Florian Coray am 12. August 1904 als Sohn des Baumeisters Vinzens Coray und dessen Ehefrau Elsbeth in St. Moritz geboren. Zusammen mit seiner Schwester und einem Bruder verbrachte er seine Jugendzeit im Oberengadin. Die obligatorischen Schulen besuchte er in Celerina. Von 1920–1922 bereitete er sich an der Verkehrsschule St. Gallen auf den Dienst bei den PTT-Betrieben vor. Am 1. Mai 1922 trat er nach bestandener Aufnahmeprüfung in Zürich als Telegrafenerhelfer in den Bundesdienst ein. Nach der Lehre arbeitete er einige Zeit als versetzbarer Beamter in Samedan und Vulpera und wechselte auf den 1. Februar 1928 zur Post. Zwei Jahre später wurde er als Postbeamter nach Pontresina gewählt. Von 1931 bis 1938 war er wieder in Zürich tätig. In



diese Zeit fiel auch die Gründung einer Familie. Er vermählte sich mit Ida Gangl. Dem Ehepaar wurden in den Jahren 1934 und 1942 zwei Söhne geschenkt.

Am 1. April 1938 liess sich Florian Coray mit seiner Familie in St. Moritz nieder, wo er vorerst als Betriebsbeamter, auf den 1. Juli 1948 als Bürochef und von 1951–1954 als Verwalter in der Oberengadiner Metropole tätig war. In den Nachkriegsjahren befasste er sich vor allem mit dem Ausbau des

Postautodienstes im Oberengadin. Wurden im Jahre 1945 von St. Moritz aus lediglich 136 800 Reisende befördert, so waren es 1948 bereits 423 800. Daraus geht klar hervor, dass sich der Verstorbene engagiert und erfolgreich mit diesem für die Bevölkerung wichtigen Postdienstzweig befasste.

Als weitere bedeutende Begebenheit, die in Florian Corays St. Moritzer Zeit fiel, ist der Bau der neuen Post zu erwähnen, der bekanntlich auf dem Areal des ehemaligen Grand-Hotels verwirklicht und 1952 bezogen worden ist. Bei der Planung und bei der Lösung der baulichen und betrieblichen Probleme war der Verstorbene massgebend beteiligt. Seine klare Denkweise und sein ausgeprägter Sinn für das Machbare standen ihm dabei zu Gevatter. Vielleicht wurden ihm diese Eigenschaften bereits in die Wiege gelegt, war doch der bekannte Brückenbauer Coray einer seiner Vorfahren. Sei dem wie ihm wolle, Florian Corays Fähigkeiten wurden auch höhererorts bald erkannt. Es kam daher nicht von ungefähr, dass er auf den 1. Januar 1954 zum Stellvertretenden Kreispostdirektor (damals Adjunkt) gewählt wurde, um 4 Jahre später die Leitung des Postkreises Chur zu übernehmen; ein anforderungsreiches, aber auch viel Befriedigung schaffendes Amt, das er bis zu seiner Pensionierung am 31. Dezember 1969 mit grossem Erfolg ausübte. Der Umzug von St. Moritz nach Chur brachte Florian Coray nicht nur eine persönliche Umstellung, sondern auch in beruflicher Hinsicht einen Wechsel mit neuen Perspektiven, sozusagen von der «Exekutive» zur «Legislative».

Dieser Neuanfang erwies sich als fruchtbar; hat Florian Coray seine veränderte Tätigkeit doch mit viel Geschick gemeistert. Durchsetzungsvermögen und Entscheidungsfreudigkeit machten ihm die Arbeit leicht. Gewandtheit im schriftlichen Verkehr, Konsequenz bei Verhandlungen mit Behörden und Personalverbänden sowie viel Verständnis für berufliche und persönliche Anliegen seiner Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter stempelten ihn zu einem Direktor, bei dem man

wusste, woran man war. Aus diesen Gründen und auch wegen seinem korrekten Verhalten in zwischenmenschlichen Beziehungen war er allgemein geschätzt und geachtet.

Florian Coray stellte sein Wissen und Können auch der Öffentlichkeit zur Verfügung. So gehörte er während 8 Jahren dem St. Moritzer Gemeinderat an (Legislative). Die Stimmbürger aus den Kreisen Oberengadin und Chur ordneten ihn über 2 Jahrzehnte hin als ihren Vertreter in den Grossen Rat des Kantons Graubünden ab, wo er eine allseits beachtete Tätigkeit entfaltete.

Im Oberengadin nahm er auch am sportlichen Geschehen regen Anteil. Während 12 Jahren amtierte er als Führerchef des SAC, Sektion Bernina. Von 1959–1961 war er überdies Vizepräsident im Centalkomitee SAC. Sodann wirkte er als Mitglied des Kurvereinsvorstandes St. Moritz aktiv bei der Organisation grösserer Skisportanlässe mit. Aufgrund dieser Interessen ist es naheliegend, dass er auch persönlich Sport betrieb. Als eifriger Skifahrer

nahm er in jungen Jahren auch an Rennen teil, wobei er sich – wie es damals üblich war – in 4 Disziplinen zur Ausmarchung stellte, d. h. Abfahrt, Slalom sowie Lang- und Sprunglauf. Ausgedehnte Wanderungen und Hochgebirgstouren, unter anderem auch auf den 4000 m hohen P. Zupo, brachten ihm die Schönheit und Erhabenheit der Natur näher.

Nach seiner Pensionierung, d. h. im Jahre 1970, übernahm Florian Coray das Präsidium im Stiftungsrat Altersheim Rigahaus in Chur, das er bis 1981 innehatte. In dieser Eigenschaft leitete er erfolgreich die Grossüberbauung Rigahaus und hat damit auch auf sozialen Gebiet seinen Mann gestellt.

Mit dem Hinschied von Florian Coray ist ein Mitbürger abberufen worden, der durch sein Verhalten und sein nimmermüdes Schaffen im privaten, beruflichen und öffentlichen Bereich eine bedeutende und vorbildliche Stellung einnahm. So wie er lebte und wirkte, so werden ihn alle, die ihn kannten, in Erinnerung behalten.

Joh. M. Conrad

ungemein belesen, kannte sich gründlich in vielen Bereichen des kulturellen Geschehens aus und verfügte über ein sicheres Urteil. In seiner Sippe kannte man ihn als das personifizierte Lexikon. «Onkel Marius», wie er unter den Seinen genannt wurde, etwas nervös in seinem Gehaben, unruhig in seiner Haltung, zudem in seinen letzten Lebensjahren auch gehbehindert, da er an den Folgen von Unfällen litt, pflegte, wo immer er verweilte, sich an Gesprächen und Diskussionen zu beteiligen und seine markanten Ansichten mit Überzeugungskraft und Klarheit zu vertreten, doch nie rechthaberisch und rabiät, sondern getragen von fröhlicher Menschlichkeit. Die reiche Familiengeschichte der von Planta beherrschte er gewissermassen aus dem Stegreif und wusste daraus unterhaltend zu erzählen.

Vor allem aber kannte sich der Verstorbene in der Vergangenheit und Geschichte seiner geliebten Heimat Bündens aus, die von seinen Ahnen in so reichem Masse mitgestaltet worden ist. In den langen Jahren seines Lebens hatte er alles in sich aufgenommen, was im alten Graubünden an politischen Vorgängen und an geistigen Entwicklungsstadien zu verzeichnen ist. Er verfügte gewissermassen über einen Universalverstand. Hierin glich er auffallend seinem Grossvater, dem bekannten Ständerat P. C. von Planta, einer der bedeutendsten Gestalten Bündens im vorigen Jahrhundert, der Jurist, Politiker, Zeitungsschreiber, Volksaufklärer und Belletrist in einem war und in allen Jahrzehnten seines öffentlichen Wirkens um das Wohl des Landes rang wie selten einer. Von der nämlichen Vielseitigkeit des Denkens und zugleich von der gleichen Sorge um seine Heimat war auch Marius erfüllt, einzig, dass er im Gegensatz zu seinem Grossvater, der ein emsiger Schreiber war, wenig Schriftliches von sich gab.

Dafür verhielt er sich allem Schriftlichen gegenüber, das an ihn gelangte, in besonderem Mass kritisch. Gut-schreiben betrachtete er gewissermassen als kulturelle Verpflichtung, weniger Gutes empfand er als überflüssig. Ich selbst durfte für mich als

Pfarrer Marius von Planta

In Paspels, der Stätte seines Herkommens, wo er auf dem mächtigen Anwesen seiner Ahnen mit der Burg-ruine Canova im Zentrum seine Jugend verbracht hatte und wohin er Zeit seines Lebens immer wieder zurückkehrte, erlitt Marius von Planta heuer im Sommer einen gesundheitlichen Zusammenbruch, dem er nach wenigen Tagen erlag. Wie früher oft, hatte er mir seinen Sommerurlaub telefonisch avisiert; doch bevor wir uns treffen konnten, griff das Schicksal zu und führte ihn in die Ewigkeit.

Umso lebendiger entsinne ich mich unserer früheren Begegnungen. Sie waren für mich jedesmal ein Erlebnis besonderer Art. Denn Marius war als Mensch von grosser Gutartigkeit und Ausstrahlung, zugleich von hoher Kultur und Geistigkeit. Mit ihm über «Gott und die Welt» zu diskutieren, wurde



für mich immer wieder zu einer Quelle der Freude und Genugtuung. Er war

besondere Auszeichnung erkennen, dass Planta das von mir redigierte «Jahrbuch» und vor allem meine «Geschichte» mit hohem Lob bedachte, Ansporn für mich, mich fortgesetzt vor seinen Augen zu bewähren.

Im praktischen, beruflichen Leben bestätigte sich das vielseitige Streben des Verstorbenen. Zunächst studierte er Theologie und wurde nach Abschluss in die bündnerische Synode aufgenommen, um anschliessend die Gemeinden Tschlin und darnach Pitasch samt Riein und Duvin zu versehen. Doch litt es ihn in diesem recht engen Wirken nicht. Kurzerhand brach er seinen pfarrherrlichen Weg ab, um ein Jusstudium zu absolvieren. In dessen Verlauf begegnete ich ihm, nachdem wir uns schon in der Kantonsschulzeit kennen gelernt hatten, erneut. Plötzlich tauchte er in Zürich auf. Beweglich wie eh und je, lebensklug im Gegensatz zu uns akademischen Anfängern, beteiligte er sich gerne an den Diskussionen, die in den Kollegien geführt wurden. Man hatte ihn überall gern, und selbst die erhabenen Professoren achteten seiner, da ein von Planta und gar ein Enkel des grossen P. C. ein «Fall für sich» war. Sein ergänzendes Studium führte ihn dann von Zürich nach Bonn und Paris.

Doch hielt er nicht durch, unterzog sich keinem Abschluss, sondern suchte nach neuen Horizonten. Diese fand er zunächst im Journalismus. Der grosse Albert Oeri bot ihm eine Stage

bei den damaligen «Basler Nachrichten», wo auch Hans Hartmann, der Sohn Pfarrer Benedikt Hartmanns, tätig war. Dann wechselte Marius zum «Bund». Doch irgendwie sagte ihm der Journalismus, der zum raschen Arbeiten und Formulieren zwingt und jene Bedächtigkeit, die dem Verstorbenen trotz seiner raschen Art eigen war, nicht duldet, doch nicht ganz zu. Deshalb wechselte Marius erneut seine Laufbahn und kehrte zu seiner ersten «Liebe», zum Pfarramt, zurück. In Moudon zunächst, anschliessend in Hasle-Rüegsau und dann im jurassischen Corgémont fand er das Feld seiner Betätigung, das ihm ganz entsprach. Obwohl Marius im welschen Corgémont oberhalb Biel eine deutschsprachige Pfarrei versah, liebte er in seiner Beweglichkeit den Kontakt mit dem welschen Element. Und auch seine Ehefrau, mit der er sich im Jahre 1939 vermählte, ist eine Welsche, eine Waadtländerin von gewinnendem Wesen. Seiner Ehe entsprossen zwei Mädchen, die beide heute gewissermassen eingewelscht sind.

In Corgémont verblieb der Verstorbene auch nach seiner Pensionierung, er wollte dort seine Familie möglichst beisammen haben. Umso sehnsüchtiger blickte er alle Zeit nach seiner Heimat, mit der er in Treue verbunden blieb, und die ihn zuletzt heimrief.

Marius von Planta wurde am 27. September 1907 geboren und starb am 5. August 1991. Peter Metz

phiker und Müssiggänger, das letztere zwischen längeren Perioden jeweiliger Tätigkeit, aber nicht weniger intensiv. Dann brach der Krieg aus, und ich wurde, dank dieser Vorbildung, englischer Informationsoffizier in Palästina, damals noch britisches Mandat. Der Staat Israel lag noch in weiter Ferne.»

Wolfgang Hildesheimer begann als Maler und starb als Maler. Dazwischen war er Schriftsteller. Wie man Schriftsteller wird, diese stete und einen Schreibenden auch enervierende Frage, beantwortete Hildesheimer in seiner «Vita» gleich selbst und nicht ohne ironisches Understatement. Es muss im Jahre 1949 gewesen sein, nach Ablauf seiner dreijährigen Zeit als Simultandolmetscher bei den Nürnberger Prozessen, als sich Hildesheimer im bayerischen Ambach am Starnberger See eine Wohnung mit Atelier mietete «und malte, aber nicht lange: genau bis zum 18. Februar 1950 vormittags. An diesem Tag war es in meinem Atelier sehr kalt, sehr feucht, es zog. Ich fror an den Händen und musste in die Nähe des Ofens rücken, wo es aber zum Malen zu dunkel war. Unlustig – die Unlust hat in meinem Leben immer eine grosse, wenn nicht gar entscheidende Rolle gespielt, und ich habe ihr viel zu verdanken –, unlustig, also nahm ich ein Blatt Papier zur Hand, um wenigstens zu zeichnen, aber wider jegliches Erwarten begann ich eine Geschichte zu schreiben. Am nächsten Tag schrieb ich eine zweite, und so wurde ich allmählich Schriftsteller, denn wenn man einmal mit dem Schreiben angefangen hat, scheint es schwer, wieder damit aufzuhören, selbst wenn man will, und ich habe seitdem schon mehrmals gewollt. Jedenfalls habe ich jahrelang keinen Pinsel und keine Zeichenfeder mehr zu Hand genommen, bis ich 1964 das damals begonnene Gemälde zu Ende malte, wider jegliches Erwarten. Jetzt male und zeichne ich wieder mit zunehmender Intensität, (. . .)»

*

Als Wolfgang Hildesheimer diese launige Lebens- und Künstlerskizze niederschrieb, lebte er bereits in Poschiavo. Dort hat er sich 1957 mit sei-

✓ Wolfgang Hildesheimer

Motto: Aufbäumen bis zum Verstummen

Weshalb biographische Fakten zusammenklauben, wenn alles auf dem Tisch liegt? Den prägnantesten Kurzbescrieb seines bewegten wie schicksalshaften Lebens stammt von Wolfgang Hildesheimer selbst, verfasst im Jahre 1966 unter dem Titel «Vita». Auszüge:

«Geboren wurde ich am 9. Dezember 1916 in Hamburg. Meine ersten beiden

Jahrzehnte verbrachte ich in Hamburg, Berlin, Cleve, Nymwegen, Mannheim, der Odenwaldschule, Frensham Heights School (Surrey), Jerusalem, London, Mousehole (Cornwall, Flüelen (Uri) und wieder Jerusalem; und zwar als Säugling, Kind, Elementarschüler, Gymnasiast, Schüler eines Landschulheims, Public-School-Boy, Tischlerlehrling, Kunststudent, Maler, Gra-



Wolfgang Hildesheimer schreibt an seinem letzten grossen Werk: «Marbot».

ner Frau Silvia niedergelassen. Poschiavo wurde zu Hildesheimer Heimat – im doppelten Sinn. An keinem Ort auf seiner Odyssee hat er länger gelebt, und Poschiavo hat es ihm auch gedankt: 1982 wurde er Ehrenbürger von Poschiavo und somit auch Schweizer Bürger. Diese Einbürgerung ging jedoch nicht ohne Nebengeräusche vonstatten. Denn: Wer Schweizer wird, muss sich prüfen lassen; geprüft wird aber auch jemand, dem man das Ehrenbürgerrecht verleihen will. Hildesheimer nahm damals die Tatsache, dass im Leumundszeugnis bescheinigt werden musste, er und seine Frau seien keine Trinker, noch mit Humor. Als dann aber in der zweieinhalbstündigen Befragung durch einen Beamten der Kantonspolizei nach der bevorzugten Zeitungslektüre geforscht wurde, sank bei Hildesheimer die Stimmung. «Fast genug» hatte er schliesslich, als nach der Verneinung der Frage nach etwaigen Ostreisen der Vermerk eingetragen wurde: «Will nie im Osten gewesen sein.» Hildesheimer fuhr zurück nach Poschiavo und entschied sich, Deutscher auf Bündner Boden zu bleiben, weil er es als nicht

würdig empfunden hatte, Frage und Antwort stehen zu müssen in einer Sache, die nicht seiner Initiative entstammte. Hildesheimers Verzicht wurde publik und die Reaktionen waren entsprechend. Eine Intervention durch den Podestà von Poschiavo und dem damaligen Churer Stadtpräsidenten bewirkte eine Umstimmung des verstimmt Hildesheimers. Das Prozedere fiel dahin. 1982 wurde dem Ehepaar Hildesheimer die Ehrenbürgerschaft der Gemeinde Poschiavo verliehen.

*

Wolfgang Hildesheimer war ein bekannter Schriftsteller. Im landläufigen Sinne berühmt geworden ist er erst 1984, als er in einem Interview erklärte, in Zukunft nichts mehr zu schreiben. Wolfgang Hildesheimer war überzeugt, dass es bald keine Leser von Fiktionen mehr geben, dass Leben immer ausgeprägter Überleben heissen werde. Zeugnis dieser Überzeugung lieferten vereinzelt Zeitungsartikel – später unter dem Titel «Klage und Anklage» veröffentlicht – zu aktuellen Fragen, die seinen direkten Lebensbereich – und das heisst das

Puschlav und der geplante Ausbau der Wasserkraft am Bernina – betrafen und beeinträchtigten. Journalistische «Prosa» gleichsam als Ventilierung eines ethischen Standpunktes, der aus Hildesheimer plötzlich das machte, was er erklärermassen nie sein wollte: ein homo politicus, der direkt ins aktuelle Geschehen eingreift.

Dass Wolfgang Hildesheimer «nichts mehr einfällt. Kein Stoff mehr, keine Fabel, keine Form, noch nicht einmal die vordergründigste Metapher», hat er schon 1962 in den «Vergeblichen Aufzeichnungen» festgehalten. Damals war er Ausdruck der uralten Dichterfrage nach dem Sinn oder der Vergeblichkeit des Schreibens und somit eine ästhetische Auseinandersetzung mit seinem literarischen Schaffen.

In den letzten Jahren war Wolfgang Hildesheimer immer mehr überzeugt, dass das Wort, die Kunst schlechthin, den kontinuierlichen Gang in den Untergang nicht aufzuhalten vermag. In einem Gespräch zu seinem 70. Geburtstag mit der «Bündner Zeitung» formulierte Hildesheimer diese fatalistische Haltung wie folgt: «Nennen Sie mir ein Buch, das die Schrecknisse unserer Zeit verhindert hätte. Die Literatur ist machtlos. Kein Buch, kein Bild, die ganze Kultur, richtet nichts aus.»

Pessimismus und Hoffnungslosigkeit als Movens des Verstummens am Ende eines Lebens als Schriftsteller. In seinem Frühwerk reagierte Hildesheimer auf die «Phänomene und Macherschaften in dieser Welt» mit künstlerischen Mitteln. Seine literarischen Anfänge stehen im Zeichen der Satire. 1952 erschienen die «Lieblosen Legenden», witzig-ironische Kurzprosa, die Fragwürdiges aus dem Bereich von «Bildung» und «Kultur» verschmitzt aufs Korn nimmt. Die Satire wird zu Hildesheimer künstlerisch variantenreich erprobten Mittel, um auf die Gegebenheiten auf dieser Welt zu reagieren. Gegen Mitte der fünfziger Jahre setzte bei Hildesheimer eine neue Entwicklung ein, die sich in einigen der «Legenden» bereits angekündigt hatte: Die zielgerichtete Satire verschwindet oder schwächt sich ab. Die Satire als Mittel zur Realitätsab-

wehr schien ihm nicht mehr brauchbar; Hildesheimer konnte nur noch aus einer absurden Haltung heraus auf seine Zeit reagieren. In den folgenden Werken dominieren die Groteske, die Schilderung von Zuständen, die jegliche Interpretation abweisen.

Je mehr Hildesheimer schrieb, desto mehr zog er sich zurück. Erste Ansätze dieses Sich-Zurückziehens signalisierte bereits das Hörspiel «Monolog»; es führt hin zur monologischen Phase, die in «Tynset» (1965) seinen ersten Höhepunkt findet. In diesem grossartig komponierten Prosa-Monolog, in dem ein schlafloser Depressiver in der Einsamkeit seines Hauses dahinsinniert, manifestiert sich das Bedrohliche, das Entsetzliche der Welt, das den Ich-Erzähler als Erinnerung heimsucht. Mit dem Roman «Masante» (1973) erreicht die monologische Phase ihren Höhepunkt. Alle wesentlichen Motive der früheren Monologe werden nochmals aufgenommen, und Hildesheimer integriert sie weiterentwickelnd in noch kunstvollere Komposition. Masante ist ein Ort am Rande der Wüste, wo sich der Ich-Erzähler bereits befindet; es ist ein Austritt aus der Welt und der Zeit in die Leere und Stille. Und am Ende von «Masante» wird der Ich-Erzähler tatsächlich «in die Wüste geschickt». Und mit der Entlassung des Ich-Erzählers hat sich Hildesheimer als Erzähler selbst entlas-

sen und sein Verstummen erscheint im Blick zurück wie eine dramaturgische Folgerichtigkeit.

Die letzten schriftstellerischen Arbeiten Hildesheimers galten der Geschichte, genauer: der Biographie. Des Autors grösster Erfolg war sein «Mozart»-Buch, und in seinem letzten grossen Werk («Marbot», 1981) entwirft er die fiktive Biographie des englischen Kunsthistorikers Sir Andrew Marbot. Damit hat Hildesheimer ein Gegenbuch zu seiner «Mozart»-Biographie vorgelegt. Mozart hat er entmythologisiert, Marbot mythologisiert. «Marbot» – nach Hildesheimers Selbsteinschätzung «wichtigstes Buch» – ist sowohl inhaltlich wie formal sein Vermächtnis; es enthält, was sein Werk während über dreissig Jahren geprägt hat. «Marbot», ein geistreiches Geflunker, gibt vor, was nicht ist und macht deshalb Fiktion zu dem, was sie ist: Imagination des Autors über einen Gegenstand.

«Ich wäre gerne ein anderer geworden», gesteht Hildesheimer 1981 in seinem letzten Buch, den «Mitteilungen an Max». Wäre dem so gewesen, wäre die deutsche Literatur um einen Autor ärmer. Um einen Menschen ärmer sind jene, die ihn gekannt haben. Wolfgang Hildesheimer starb am 21. August in Poschiavo im Alter von 74 Jahren an einem Herzversagen.

Marco Guetg

wachen Sinnes und verfügte über eine ausgezeichnete Feder. Ihre vielen Zeitungsartikel trugen ihren Namen weit.

Schon in ihren Anfängen wurde sie stark erfasst von den politischen Strömungen. In ihren frühesten Zeiten war sie Zeugin und Mitgestalterin der sog. 68er Bewegung. Damit und dadurch kam sie in Kontakt mit den Linksströmungen. Seit je war Basel ein, wie man etwas herablassend sagt, linkes Pflaster, das ein breites Spektrum von Linkskräften aufzeigt. Vor einem extrem linken Drall bewahrte die Verstorbene freilich ihr scharfer Intellekt. Umso nachdrücklicher engagierte sie sich bei der offiziellen Sozialdemokratie. Deren grünen Kurs vor allem teilte Toya Maissen vollkommen, und sie brachte sich mit ihren scharfen Umweltschutzthesen auch weitherum zur Geltung. In der Basler Sozialdemokratie fand die Verstorbene dann die – von ihr durchaus nicht gesuchte – Stufenleiter für einen beachtlichen politischen Aufstieg. Sie wurde in die kantonalbaslerische und dann in die schweizerische Geschäftsleitung der SP berufen. Hier bewahrte sie sich als tapfere Streiterin, und nicht von ungefähr sandte ihr nach ihrem Heimgang die bekannte Lilian Uchtenhagen einen von grosser Betroffenheit und Dank-

Toya Maissen

Ende August des laufenden Jahres erreichte uns die Nachricht vom Ableben Toya Maissens. Sie starb in Basel in ihrem zweiundfünfzigsten Lebensjahr.

In ihrer bündnerischen Heimat, wo sie geboren und aufgewachsen war und an der Kantonsschule die Maturität erlangt hatte, kannte man sie kaum noch, so sehr hatte sich die Verstorbene längst schon zur Baslerin gewandelt und dort verwurzelt. Sie hatte das Basler geistige Klima vollkommen in sich aufgesogen. Es verschaffte ihr alle

jene Reize und Impulse, die ihrem wahren Naturell entsprachen: ihrer Lebendigkeit und Vielseitigkeit, ihrer Munterkeit und Tatenfreude.

Nach kurzen Studienjahren wurde die Verstorbene Journalistin und fand ihre erste Betätigungsmöglichkeit in diesem anspruchsvollen und vielseitigen Beruf bei der damaligen Nationalzeitung. Über alles und jedes, was sie interessierte und sich in der Öffentlichkeit regte, über soziale Belange, politische Probleme, kulturelle Fakten und vieles andere, schrieb sie. Sie war



Foto: Urs Schachenmann, F. Hoffmann-La Roche AG, Basel.

barkeit zeugenden Abschiedsgruss, dem wir folgende Sätze entnehmen:

«Wir, die wir zurückbleiben, wir wissen, was Du von uns erwartest. Du willst keine Tränen und keine Trauer. Du willst, dass wir Deine Arbeit weiterführen. «Die Schöpfung», sagtest Du, als ich das letzte Mal an Deinem Bett sass, «das sind nicht nur wir Menschen, dazu gehören auch die Tiere und die ganze Natur. Und uns ist es aufgetragen, Sorge zu ihr zu tragen». Und mit kaum mehr hörbarer Stimme fügtest Du bei: «Die Frage der Schöpfung kann nicht getrennt werden von der sozialen Frage.» Und nun müssen wir diesen Kampf weiterführen, ohne Dich, Das erwartest Du.»

Der Nachwelt indessen wird das journalistische Wirken Toya Maissens am meisten in Erinnerung bleiben. Der Basler Arbeiterzeitung «AZ» drückte sie während Jahren den Stempel auf. Ihre reife, von hoher Verantwortung getragene Journalistik erfuhr allgemeine Beachtung und fand selbst in bürgerlichen Kreisen hohe Anerkennung. Redaktor Höpli von der NZZ würdigte ihr Schaffen mit folgenden Worten:

«Weit über den engen Leserkreis des – nicht zuletzt dank ihrem Engagement und ihren grossen publizistischen Fähigkeiten – bestgemachten der noch verbliebenen schweizerischen SP-Blätter wurde Toya Maissens Stimme gehört, wenn es etwa um die Gefahren der modernen Risikogesellschaft, um AKW, Chemiefirmen

oder um die Benachteiligung von Frauen ging. Der Grund: Ihre Argumentation war nie opportunistisch, sondern streng der Sache verpflichtet, ohne deswegen dem heute so weitverbreiteten fanatischen Öko-Fundamentalismus zu verfallen. Mit Toya Maissen konnte man im Gespräch über Fragen der Energie-, Sozial- oder Gesellschaftspolitik möglicherweise stundenlang in keinem Punkt einig sein – das aber mit Gewinn!

Denn Toya Maissen gehörte zur seltenen Spezies der verlässlichen politischen Gegnerin. «Ausgewogen zu sein bedeutet, keine Gegner mehr zu haben (ich meine nicht Feinde), ausgewogen zu sein bringt den Verzicht auf geistigen Disput, den Verzicht auf die Kunst geistigen Fechtens (egal, wo der politische Standpunkt ist), Verzicht auch auf Auseinandersetzung und damit auch auf Berührung und Kontakt», schrieb die Autorin der in Basel stets beachteten Kolumne «links notiert». Berührung und Kontakt scheute sie nicht, und so waren ihre Gesprächspartner auf der Parteilinken ebenso zu Hause wie in den Chefetagen der Basler Chemie. Sie, die mit dem Spitzenplatz auf der Basler SP-Nationalratsliste gerade eben vor einer neuen Stufe politischer Aktivität stand («Karriere» wäre ein dieser Frau nicht angemessener Begriff), verfügte damit über jenes seltene Gut, über das in unserem Lande so viele nur reden und schreiben: über politische Kultur.»

Unsere bündnerische Heimat nimmt

Anteil am Bedauern ob dem frühen Tod dieser tapferen Frau und dankt ihr übers Grab hinweg dafür, dass sie aus dem heimatlichen Erbgut, das sie empfangen, in ihrem Leben so Vielfältiges zu gestalten wusste.

Peter Metz

Korrigenda

Im letztjährigen «Bündner Jahrbuch» wurde beim Nachruf Daniel Witzig aus Flims leider ein falsches Bild veröffentlicht. Zuvorkommenderweise machten uns die Angehörigen des Verstorbenen darauf aufmerksam. Wir bedauern diese Verwechslung und nehmen die Gelegenheit gerne wahr, diese zu berichtigen.

Redaktion und Verlag



Daniel Witzig, † Januar 1990

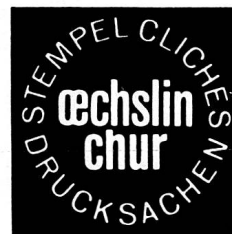
A. CALUZI, BILDHAUER

empfiehlt sich für

Grabdenkmäler und sämtliche Steinmetzarbeiten

Persönliche Beratung und
Preisofferten unverbindlich.

7403 Rhäzüns
Telefon 081/37 10 43 oder
081/37 12 25



Werkstr. 2 Tel. 081 24 53 83

Privat- und
Firmastempel
Dateure und
Numeroteure
Stempelkissen und
-farben

Privat-, Geschäfts-,
Handels-, Industrie-
und Vereins-
drucksachen